

„Homo Legens – der Mensch als Lesewesen“

Zur Lebensbedeutung von Literatur und Film

von Georg Langenhorst

*Wie viele Antworten es wohl geben mag auf die Frage, was er denn sei, der Mensch? Gewiss unzählbare! Fügen wir eine weitere hinzu: „Der Mensch ist zunächst (...) ein Lesewesen. Ein Homo legens.“ So lautet zumindest die Grundthese des in Würzburg lehrenden evangelischen Theologen und Romanciers Klaas Huizing (*1958) im ersten Band seines kreativen Entwurfs zu einer „Ästhetischen Theologie“, im Jahr 2000 vorgelegt unter dem Titel „Der erlesene Mensch. Eine literarische Anthropologie“.*

Der Mensch ein Lesewesen, wieso das? Nun, Literatur, dieses „alte, sehr langsame Leitmedium“, bietet nicht nur „Identifikationsangebote, nährt die Phantasie und

schult die Wahrnehmung“, sondern ermöglicht darüber hinaus „prägnante und profilierte Erlebnisse, in denen sich die Tiefe des Lebens ausdrückt“¹. Der Mensch als geistiges Wesen, als geistliches Wesen, als spirituelles Wesen ohne Schulung, ohne Erfahrung und ohne Praxis von Lesen – undenkbar!

Spielarten des Lesens

Offene Türen, die hier eingerannt werden? Ohne Frage: Gleich mehrere Formen des Lesens gehören für die meisten religiösen und bildungsinteressierten Menschen zur selbstverständlichen alltäglichen Praxis. Sie sollen hier nicht vertieft, wohl aber in ihrer Bedeutung in Erinnerung gerufen werden:

• Zum einen das Lesen in Texten der Bibel, der Frömmigkeits- oder der Theologiegeschichte. Zwar kommt der Glaube ursprünglich vom Hören – im Rahmen der monotheistischen Religionen (und nicht nur dort) hat sich jedoch primär eine andere ästhetische Form der Glaubensvermittlung durchgesetzt: die des Lesens und Deutens von *schriftlich fixierten* Texten, in denen religiöse Ursprungserfahrungen und theologische Reflexionen die Gottesbeziehung ausbuchstabieren. Zwar be ruht sich speziell das Christentum im Kern auf die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes. Vermittelt wird diese Überzeugung aber im Buch, in der Bibel. So sehr man theologisch zentral von der Inkarnation redet und reden muss, so sehr tritt dem eine *Inlibration* an die Seite. Ohne Lesen kein Wissen von Gott!

• Zum Zweiten das Lesen von didaktischen, katechetischen und homiletischen Büchern, Zeitschriften, Materialsammlungen. Alle, die in irgendeiner Weise mit der Vermittlung von Glauben zu tun haben, kennen und studieren Lehrpläne, Lehrbücher, Unterrichtsmaterialien, Fachzeitschriften, didaktisch-methodische Ideensammlungen, Predigtvorschläge. Viel zu oft bleibt Lehrerinnen und Lehrern, bleibt Katechetinnen und Katechten, bleibt auch Pfarrern beim besten Willen gar keine andere Lese-Zeit als diese: die unmittelbar auf konkreten Einsatz abzielende Lektüre praxispezifischer Texte. Ohne Lesen kein didaktisch-methodisches, kein pastorales, kein katechetisches Planen und Gestalten!

• Zum Dritten werden die meisten Menschen Zeitschriften lesen – regionale, vielleicht überregionale Tagespresse, Magazine nach Wahl und Neigung, kirchliche oder vielleicht sogar theologische Journale und Fachblätter ... Dieses Lesen dient einerseits zur grundlegenden Information über die aktuellen Ereignisse in Welt und Lebensumfeld, auf der anderen Seite der Unterhaltung und Entspannung, schließlich ganz allgemein der Bildung. Ohne Lesen keine wache Zeitgenossenschaft!

Zusammengefasst gilt also: Ohne Lesen kein Wissen von Gott! Ohne Lesen kein didaktisch-methodisches, kein pastorales, kein katechetisches Planen und Gestalten! Ohne Lesen keine wache Zeitgenossenschaft! Diese drei zentralen Formen des Lesens sollen freilich im Folgenden nicht weiter beleuchtet werden, so wichtig sie auch sind. Wenn der Mensch als Lesewesen de-

finiert wird, dann tritt eine weitere, ganz eigene Dimension hinzu – die *des zweckfreien Lesens von literarischen Werken*. Es wäre unredlich zu verschweigen, dass in der Hektik des Alltags oft gerade dafür keine Zeit bleibt. Umgekehrt gilt es gegen alle Abschweifungen in Beruf und Privatleben die besondere Chance des literarischen Lesens zu betonen: Es gibt eine besondere „Spiritualität des lesenden Menschen“². Das Sich-Versenken, Sich-Konzentrieren auf Schrift, Sich-Vertiefen, in eine geistige Welt der Phantasie und Fiktion abtauchen – es zeichnet sich durch eine eigene Geistesbewegung und Spiritualität aus. Und zentral: Der Mensch als *Homo legens* kann in Literatur eine spirituelle Dimension finden, die sich zunächst unabhängig vom Inhalt des Gelesenen entfaltet. In Gedichten, Romanen, Theaterstücken und literarischen Essays öffnen sich eigene Ebenen von Wirklichkeit und Möglichkeit, die den Geist bereichern, die verstören wie trösten, aufrütteln wie erschüttern, Vielfalt zeigen wie Tiefenschärfe verleihen, zu sich selbst finden lassen wie ganz anderes erschließen, dazu helfen, ganz die Welt wahrzunehmen und sie zugleich hinter sich zu lassen. Daher noch einmal grundsätzlich nachgefragt: Lesen, was macht den Reiz aus? Literatur, was macht sie so spannend und unverzichtbar?

Sensibilisierung für die Möglichkeiten und Grenzen von Sprache

Spiritualität umfasst den Menschen mit all seinen Sinnen, vollzieht sich oft genug ohne Sprache, jenseits von Sprache. Dennoch: Die spirituelle Wahrnehmung, das Denken, das Sich-Ausdrücken von Menschen ist *auch* an Sprache gebunden. Wie aber vollzieht sich sprachliche Vergewisserung und Verständigung, was kann sie, wo liegen ihre Grenzen? Für die Auslotung dieser Fragen bietet die Auseinandersetzung mit literarischen Texten grundlegende Perspektiven. Denn gerade Schriftstellerinnen und Schriftsteller reflektieren intensiv über die in ihrer Zeit und Gesellschaft möglichen Potentiale und Grenzen von Sprache. „Niemand“ – so *Hilde Domin* (1909–2006) in ihrem epochalen Essay „Wozu Lyrik heute“ von 1968 – „niemand aber ist eine feinere Waage für die Worte als der Lyriker“³. Und Ähnliches ließe sich über Romanciers und Essayisten sagen ... Auf dieser Waage lassen sich die Chancen und Grenzen von Sprache abmessen: Wo sagt

derer, handelt es sich doch stets um gestaltete, gedeutete, verfremdend geformte Erfahrung. Über den doppelten Filter der schriftstellerischen Gestaltung einerseits und der stets individuellen Deutung der Lesenden andererseits ist aber zumindest ein indirekter Zugang zu Erfahrungen anderer möglich. Was für eine Erweiterung der selbst erfahrenen Wirklichkeit! Was für ein Reiz, sich als Lesender in der Phantasie an die Vorgaben anderer anzuschließen und sie durchzuspielen!

Zugang zu anderen Deutungen von Wirklichkeit

Mit literarischen Texten werden aber nicht nur Erfahrungen fiktiv ausgestaltet, in ihnen wird auch immer wieder neu der jeweilige Blick auf die Wirklichkeit ausgedeutet. *Hilde Domin* formuliert hier erneut treffend: Jeder Roman und jedes Gedicht „hilft, die Wirklichkeit, die sich unablässig entziehende, benennbar und gestaltbar zu machen“⁴. In Literatur werden oft genug Bereiche des menschlichen Daseins angesprochen, die im eigenen Leben kaum Raum finden. In ihr finden sich Deutungen, die fremd, provokativ, herausfordernd, abstoßend sein mögen, immer aber zur Überprüfung der eigenen Sicht auf Wirklichkeit anregen. Der wohl reizvollste Aspekt des Lesens von Literatur geht jedoch noch einen Schritt weiter.

Andeutungen anderer Möglichkeiten von Leben

Blicken wir dazu auf eine weitsichtige Unterscheidung von *Robert Musil* (1880–1942). Am Beginn seines zweitausendseitigen Jahrhundertromans „Der Mann ohne Eigenschaften“⁵ (1930–1943) stellt er eine Forderung auf, ohne deren Einlösung Literatur, Poesie – aber auch, von Musil unbenannt, Religion – undenkbar wären: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“. Zunächst, so Musil, benötigen alle Menschen den „Wirklichkeitssinn“ – „und niemand wird bezweifeln, dass er seine Daseinsberechtigung hat“. Wirklichkeitssinn, das ist ein Gespür für die Wahrnehmung und Deutung von Fakten, Tatsachen, Empirie. Und Zugänge zu schaffen zur Deutung von Wirklichkeit ist – wie eben dargelegt – ein grundlegender Reiz von Literatur. Ohne diesen Sinn keine Kultur, keine Bildung, keine Wissenschaft! Und trotzdem: Dieser erste zu fördernde Sinn ist nur Grundlage

die ins Schweigen hinübergleitende Pause und Auslassung mehr als der ausführliche Bericht? Wann bedarf es der symbolisch verschlüsselten Andeutung eher als der einlinigen Definition? Was kann Erzählung, was Verdichtung; wie öffnen sich für Lesende Tiefendimensionen unterhalb der Textoberfläche? Diese in literarische Form gegossenen Überlegungen regen an zur Reflexion über den eigenen Umgang mit Sprache.

Fiktiver Anschluss an Fremderfahrung

Schriftstellerinnen und Schriftsteller stehen in individuellen Erfahrungszusammenhängen mit sich selbst, anderen Menschen, ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft und lassen diese Erfahrungen in ihren Sprachwerken gerinnen. Lesende haben zwar niemals einen direkten Zugriff auf Erfahrungen, Erlebnisse und Gedanken an-

für das, was das einzigartig Besondere von Literatur ausmacht. Musil nennt dies den „Möglichkeitssinn“. Damit bezeichnet er die zentrale Fähigkeit, „alles, was ebenso gut sein könnte“ wie das Bestehende, „zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich theologischer Begrifflichkeit – sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt“. Gerade das sensible Nachspüren dessen, was sein *könnte*, was möglich *wäre*, zeichnet also den Möglichkeitssinn aus. Und literarische Texte sind wie nur wenige andere Medien geeignet, diesen Möglichkeitssinn zu schulen. Nicht um eine Zurückweisung der Wirklichkeit geht es dabei, sondern um ein Erweitern, Vertiefen, Übersteigen.

Warum also schreibt ein Mensch Literatur, warum liest er Literatur? Der Holländer *Harry Mulisch* (*1927) – selbst einer der ganz großen Erzähler unserer Zeit – gibt sich selbst als Autor und uns als Leserinnen und Lesern eine Antwort. In einer poetologischen Selbstbesinnung am Anfang seines 1998 erschienenen Romans „Die Prozedur“ lautet sie wie folgt: „Weil er in zwei Welten leben will. Die eine reicht ihm nicht.“⁶ Das also macht den Reiz von Literatur aus: Das „Durchspielen der alternativen Möglichkeiten, der nicht gelebten Leben, der zweiten Chance“⁷.

In diesem fiktiven Durchleben anderer Möglichkeiten geschieht etwas, das man mit Recht als ‚Transzendieren‘ bezeichnen kann. Der Begriff bedarf jedoch der Differenzierung. Sicherlich weisen religiöse und literarische Sprache große Gemeinsamkeiten auf: Beide ver-

dichten Wirklichkeit und weisen über sich selbst hinaus, ‚transzendieren‘ also Wirklichkeit. Dennoch gibt es vom Selbstanspruch her einen zentralen Unterschied. Man kann so weit gehen mit dem evangelischen Religionspädagogen Peter Biehl zu behaupten: „Dichterische wie religiöse Sprache haben *offenbarenden* Charakter, sie eröffnen nämlich von sich her das Angebot einer Welt, in die hinein ich meine eigenen Möglichkeiten entwerfen kann.“ Biehls Offenbarungsbegriff entspricht hier also zunächst nicht dem gängigen theologischen Sprachgebrauch. Zentral jedoch die anschließende Differenzierung: „Religiöse Sprache *modifiziert* diesen offenbarenden Charakter dichterischer Sprache dadurch, dass sie den allgemeinen Charakteristika der Dichtung die Verbindung eines Ur-Bezugspunktes – ‚Gott‘ – hinzufügt und damit zu einer Sinnverwandlung dichterischer Sprache führt.“⁸ Zunächst teilen literarische und religiöse Texte allgemein also einen durchaus spirituell zu nennenden Transzendenzanspruch im Sinne von *Ernst Blochs* „Transzendieren ohne Transzendenz“⁹, eines Sich-Selbst-Überschreitens, ohne dass es eine jenseitige Macht geben müsse, welche diesen Prozess ermöglicht. Doch entscheidend: Im Selbstanspruch ist der Transzendenzbezug religiöser Sprache und Spiritualität keineswegs ausschließlich ein menschliches Sich-Selbst-Überschreiten, sondern ein von Gott gewährter Prozess des Sich-Öffnens auf Gott hin.

Zur Spiritualität religiös sensibler Literatur

Das Lesen literarischer Texte zeichnet sich also durch eine eigene und tiefe Spiritualität aus, diese ist jedoch anders bestimmt als die spezifisch religiöse Spiritualität. Besonders reizvolle Mischformen finden sich dann, wenn Literatur die religiöse Dimension selbst zumindest mitgestaltet. Gerade in der deutschsprachigen Literatur der letzten Jahre finden sich erstaunlich viele Texte, in denen Religion, das Christentum, die Gottesfrage selbst thematisiert, zumindest in den literarischen Kosmos integriert werden. Man kann mit Recht von einer Renaissance der Religion im Raum der Literatur sprechen.¹⁰ Auch wenn also das Lesen grundsätzlich eine spirituelle Komponente enthält, so lässt sich durch die Verbindung von Literatur und Religion eine besondere Chance zur spirituellen Besinnung finden. Empfehlenswerte, in sich ganz unterschiedliche Beispiele dazu finden sich etwa in *Ulla Hahns* autobiogra-

Professor Dr. Georg Langenhorst, Katholisch-Theologische Fakultät / Universität Augsburg, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte u. a. Theologie und Literatur, Bibeldidaktik. Hinweis: Dies ist mein Festvortrag zur Einweihung des Medienforums im Bistum Essen am 13.10.2008 in überarbeiteter Version.

phisch-fiktivem Roman „Das verborgene Wort“ (2001), in *Hanns-Josef Ortheils* Buch über das Aufwachsen mit Kindern in unserer Zeit „Lo und Lu. Roman eines Vaters“ (2001), in *Patrick Roth's* Aufsehen erregender Bibel-Trilogie „Resurrection“ (2003), in *Ralf Rothmanns* Werken wie „Junges Licht“ (2004), in *Pascal Merciers* philosophisch nachdenklichem Roman „Nachtzug nach Lissabon“ (2004), in *Paul Ingendaays* Internatsroman „Warum du mich verlassen hast“ (2006) oder in *Sibylle Lewitscharoffs* phantastisch-scurrilen Auferstehungsroman „Consummatus“ (2006). Im Bereich der Lyrik liegen zahlreiche gut zusammengestellte Anthologien¹¹ bereit. Zwei Beispiele seien hier zur Veranschaulichung näher vorgestellt.

Schöpfungsspiritualität? Hans Magnus Enzensberger

In der Lyrik *Hans Magnus Enzensbergers*¹² finden sich zahlreiche Hinweise auf eine Spiritualität, die von der klassischen religiösen Spiritualität angeregt ist, sich aber deutlich von ihr unterscheidet. Der folgende Text stammt aus dem Gedichtband „Kiosk“¹³ von 1995.

Empfänger unbekannt –

Retour à l'expéditeur

Vielen Dank für die Wolken.

Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier
und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel.

Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn
und für allerhand andre verborgne Organe,

für die Luft, und natürlich für den Bordeaux.

Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug
nicht ausgeht,

und die Begierde, und das Bedauern,
das inständige Bedauern.

Vielen Dank für die vier Jahreszeiten,
für die Zahl e und für das Koffein,

und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller,
gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf,

für den Schlaf ganz besonders,
und, damit ich es nicht vergesse,

für den Anfang und das Ende

und die paar Minuten dazwischen

inständigen Dank,

meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.

Was ist das für ein Gedichtstext? Das Zeugnis einer zynisch-ironischen Zurückweisung des christlichen Dankgebets? Eine solche Lesart des Gedichts scheint mir weder dem Text noch seinem Verfasser gerecht zu werden. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Gedicht um ein ironisches literarisches Spiel mit dieser Tradition, doch handelt es sich um eine Ironie, die das Gesagte einerseits hinterfragt, andererseits aber bestehen lässt. Von dieser Doppelbödigkeit lebt der Text. Enzensberger lässt sein lyrisches Ich zunächst all das aufzählen, was sein einfaches Alltagsleben lebenswert macht – Musik, Wein, Kaffee, Tabak, Kunst, den Körper, das Leben, den Schlaf. Dann aber führt er auch das an, was eher zufällig zu diesem Alltag gehört – Wolken, Luft, die Wühlmäuse. Formal schließt er sich dabei scheinbar der klassischen Gebetstradition des Schöpfungs- und darin des Schöpferlobs an. Über den quasi mündlichen Duktus durch die Einfügung von Sprachfüllseln wie „warum nicht“, „und natürlich“, „damit ich es nicht vergesse“, „meinetwegen“ wird der Eindruck von Spontaneität und Authentizität erweckt.

Diese Anknüpfung an spontan formulierte Sprechsprache erfolgt jedoch hier wie dort mit genau kalkulierter Strategie. Tatsächlich ist das Gedicht ganz bewusst durchkomponiert, orientiert an der Steigerung vom „vielen Dank“ über den „herzlichen Dank“ zum abschließenden „inständigen Dank“. Die doppelbödige Überschrift sowie einzelne Textverweise im Gedicht sorgen dafür, dass die Tradition des Gebets gleichzeitig bestätigt wie zurückgewiesen wird. Zwei Begriffe werden aus dem wie zufälligen Duktus der aufgerufenen Topoi durch unterstreichende Wiederholung herausgehoben: das „Bedauern“ sowie der „Schlaf“. Die nicht näher erläuterte Kategorie des „inständigen Bedauerns“ sprengt die betrachteten Gegenstände der Dingwelt oder der sinnlichen Wahrnehmung. Und der Schlaf – traditionell ein Motiv, das immer auch die Assoziation von „Tod“ aufrufen kann – macht die Wahrnehmung der aufgezählten Topoi gerade unmöglich. Die Zeit zwischen „Anfang und Ende“ – erneut ein Verweis auf christliche Sprachtradition – ist also keineswegs nur von leichthin sinnlich genossener Lebensfreude geprägt, sondern von Reflexion auf ihre Bedingungen und Grenzen. Der Dank für Bedauern und Schlaf nimmt dem Gedicht den scheinbar leichten oder gar oberflächlichen Ton, bestätigt so eher die Tradition des christlichen Gebets.

Zurückgewiesen oder zumindest in Frage gestellt wird diese Tradition jedoch durch den zweiteiligen Titel des Gedichts. Der Empfänger – im klassischen Dankgebet Gott – ist unbekannt. Genau zu beachten: *Unbekannt* steht hier, nicht etwa: nicht existent. Der Dichter greift dabei die Sprachfloskeln des Postwesens auf. Denn was passiert mit Briefsendungen, deren Empfänger unbekannt ist? – Sie werden zurückgeschickt an den Absender, genau das unterstreicht der auf Französisch angefügte Untertitel. Warum auf Französisch? Ist das eine Anspielung auf die im Gedichtstext geschilderten Bedingungen eines „Lebens wie Gott in Frankreich“, auf das mit dem „Bordeaux“ und dem Bild des französischen Stilllebenmalers *Jean-Baptist Siméon Chardin* (1699–1779) zusätzlich angespielt wird?

Entscheidend: Das Gesprochene wird durch die Überschrift vom vermeintlichen Dialog zum Monolog, *bleibt* aber auch so *sagbar*. Der aus dem Religiösen entlehnte spirituelle Gestus des Schöpfungslobs kann ausgesagt werden aus der Annahme, es gäbe den Empfänger, selbst wenn diese Annahme durch die Rückweisung nicht bestätigt wird. Enzensbergers Biograph *Jörg Lau* erkennt im Blick auf dieses Gedicht ein „zögerndes Geöffnetsein“ für „letzte Dinge und letzte Fragen“. Enzensberger sei zwar „ungläubig geblieben“, aber „fromm ist er gleichwohl geworden, weltfromm, schöpfungsfroh“¹⁴. Eine Spiritualität der Schöpfungsfrömmigkeit, die von einer personalen Gottesvorstellung unterschieden ist. Darauf weist auch die – zunächst rätselhafte – „Zahl e“ hin, die ja in den Kanon der Dankesgründe aufgenommen wird. Diese, die Eulersche Zahl mit dem Wert 2,718..., ist die Basis der natürlichen Logarithmen und der Exponentialfunktion. Verschiedenartigste Abläufe in der Natur führen immer wieder auf gerade diese Zahl zurück. In Forschungen Mitte der 90er Jahre hat man herausgefunden, dass bei nur geringsten Abweichungen von diesem Zahlenwert sämtliche Grundabläufe des Lebens unmöglich wären ... Schöpfungsfrömmigkeit angesichts der Rätsel der Natur, die vor uns da war und uns überleben wird?

Was „Glauben“ ausmacht – Ludwig Steinherr

Ein zweites Beispiel, ganz kurz. Nicht nur die Großelterngeneration denkt neu, denkt anders, denkt heute

unbefangener über Religion nach. Nur kurz sei ein zweites Beispiel skizziert. *Ludwig Steinherr* (*1962) lebt als promovierter Philosoph und freier Schriftsteller in München. Ohne dass Religion ein bei ihm dominierendes Themenfeld darstellt, gehört die religiöse Erfahrungs- und Deutungsebene zu seinem lyrischen Kosmos selbstverständlich hinzu, wird von Band zu Band immer wichtiger. Die Gedichte Steinherrs sind dabei ausgespannt zwischen dem zweifelnden Ringen um Gott, der Fraglichkeit einer religiösen Weltsicht und der zuversichtlichen Hoffnung auf Gottes Existenz. „Über der Landschaft / einsam / ausgesetzt / das göttliche Auge – / Eine Drohung?“ (*Steinherr* 2007, 51) kann es in einem Gedicht Steinherrs aus der neuesten Gedichtsammlung „Von Stirn zu Gestirn“ heißen. Ein anders Gedicht aus diesem Band spielt hingegen den Gedanken ein, „Gott“ lege dem Gedichtspracher „im Vorübergehn / die Hand auf den Scheitel / und sagt: / Nun bist du / wie ich dich wollte“ (ebd., 95) „Glauben“ (*Steinherr* 2005, 103) heißt ein wunderbarer kleiner Text aus dem 2005 erschienenen Band „Die Hand im Feuer“.

Glauben

Die Hand
ins Feuer legen –

Die Hand
die im Feuer liegt
so
oder so

Eine auf Wesentliche reduzierte und verdichtete lyrische Reflexion über das Wesen von Glauben. Aufgegriffen wird das Sprichwort „die Hand für jemanden ins Feuer legen“ als bildlicher Ausdruck dafür, jemandem unbedingt und vorbehaltlos zu vertrauen, so sehr, dass man die Möglichkeit, getäuscht zu werden, von vornherein ausschließt. Denn der vermeintliche Einsatz, das Verbrennen der eigenen Hand, ist so hoch, so absurd, dass er gar nicht realistisch angedacht wird. So also ist auch der religiöse Glaube: ein unbedingtes und vorbehaltloses Vertrauen. Aber, so zeigt die zweite

Versgruppe: Es handelt sich um ein Vertrauen, das eigentlich nur die Bestätigung für einen Zustand ist, der vorgängig bereits immer schon gegeben ist. Der Mensch ist schon in die Beziehung eingestiftet, die er nur bewusst annehmen („so“) oder ablehnen („oder so“) kann. An dem Grundzustand, der prinzipiellen Einbindung in Religion, der vorgängigen Rückbindung („religio“) an etwas Vorgegebenes ändert sich nichts...

Und der Film?

Viele Lesende dieser Zeitschrift werden wie der Verfasser dieser Zeilen vor allem *Lesefreunde* sein. Denn nur davon wurde ja bislang geschrieben: vom Lesen von Schrift. Eine eigene Faszination. Aber: Trifft das noch die Lebensrealität unserer jüngeren Zeitgenoss/innen, all der Kinder und Jugendlichen? Ist all das von mir Ausgeführte nicht ein recht elitär anmutendes Programm für wenige Bildungsbeflissene? Anders gesagt: Bestätigen die bisherigen Ausführungen nicht eigentlich und ungewollt die Ergebnisse der Sinus-Milieustudie, nach der Kirche nur noch wenige gesellschaftliche Gruppen erreicht, in anderen Milieus nahezu komplett ignoriert wird? Dazu drei Überlegungen:

Zunächst stimmt der von mir geäußerte Einwand. Lesen ist ein Milieufaktor, literarisch lesen um so mehr. Der Riesenerfolg von Harry Potter zeigt jedoch auf, dass Lesen keineswegs eine sterbende Tätigkeit ist. Dass es selbst bei Leseunwilligen Anreize geben kann, diese Unlust abzulegen. Die Prognose sei gewagt: Lesen wird durch alle Änderungen hindurch eine zentrale Kulturtechnik bleiben.

Aber zweite Überlegung: Die Kirche ist mehr als gut beraten, wenn sie aus der Sinus-Milieu-Studie unter anderem die Konsequenz zieht, die in ihr starken Kerngruppen weiter zu stärken. Ohne die im kirchlichen Bereich dicht vertretenen Gruppen kann sie nicht überleben. Also: Durch Bildungsangebote gilt es, die Kerngruppen kirchlicher Gemeinden zu stärken, zu unterstützen, anzuregen. Lesewillige brauchen Anstöße zum Lesen. Gerade kirchliche Gemeinden zeichnen sich häufig durch erstaunliche literarische Neugier und Aktivitäten aus. Gut so, weiter so!

Dritter Gedanke: Bei der Stärkung der kulturellen und literarischen Kompetenz der Kerngemeinde darf es freilich nicht bleiben. Das muss man nüchtern sehen: Die Expansionsmöglichkeiten im Blick auf derartige Aktivi-

täten in den Gemeinden und im Religionsunterricht sind begrenzt. So sehr das Lesen eine Grundkompetenz des Menschen ist, so sehr sollten wir uns in Erinnerung rufen, dass der Glaube biblischem Zeugnis gemäß primär einem anderen menschlichen Sinnesvermögen entspringt: der Glaube kommt vom Hören. Mehr und mehr stehen in unserer Zeit jedoch weder das Hören noch das Lesen im Zentrum als vielmehr das Sehen. Im Zeitalter der Ästhetik wird das Sehen, werden die Bilder, werden die beweglichen, elektronisch produzierten Bildfolgen mehr und mehr zum zentralen Weg der Sinnesaufnahme, über den Menschen Wirklichkeit und Möglichkeit erfassen. Das mag man bedauern oder beklagen, dem mag man im Blick auf das biblische Bilder- verbot skeptisch entgegen treten – es ist schlicht so.

Eine logische Konsequenz liegt darin, ein Medienforum und das christliche Büchereiwesen überhaupt eben nicht mehr *allein* auf Printmedien zu stützen. Wir brauchen Bilder; wir brauchen aber auch Filme, wir brauchen DVDs, wir brauchen neue elektronische Medien aller Art. Eine über das Lesen hinausgehende Medienkompetenz wird Kirche, wird Menschen im Umfeld von Kirche bereichern: für sich selbst in einer noch einmal erweiterten Möglichkeit von Selbst- und Weltwahrnehmung; für die katechetische, pastorale und religionspädagogische Arbeit in einer Erweiterung, die gerade noch einmal andere Menschen erreichen und ansprechen kann; schließlich für Menschen, die selbst keine Leser sind, aber über diese Medien eben doch einen Zugang zu Sinnsuche und Religion, zu Kirche und eben vielleicht konkret zu diesem Medienforum finden. 

Literaturhinweise:

1. Klaas Huizing: Ästhetische Theologie, Bd. 1: Der erlesene Mensch. Eine literarische Anthropologie (Stuttgart 2000), S. 46. (vergriffen)
2. Vgl. Annegret Langenhorst: Von der Spiritualität des lesenden Menschen, in: Lebendige Seelsorge 55 (2004), S. 118–123.
3. Hilde Domin: Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft 11968 (München 1981), S. 29.
4. Ebd.
5. Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman (Reinbek 1987), S. 16.
6. Harry Mulisch: Die Prozedur. Roman (Reinbek 2000), S. 21.
7. Annegret Langenhorst (Anm. 3), S. 121.
8. Peter Biehl: Religiöse Sprache und Alltagserfahrung. Zur Aufgabe einer poetischen Didaktik, in: Themen der praktischen Theologie – Theologia Practica 18 (1983), S. 101–109, hier S. 104f.
9. Ernst Bloch: Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs 11968 (Frankfurt 1985), S. 23.
10. Vgl. Georg Langenhorst: „Ich gönne mir das Wort Gott“. Renaissance des Religiösen in der Gegenwartsliteratur?, in: Herder Korrespondenz Spezial: Renaissance der Religion. Mode oder Megathema? (Oktober 2006), S. 55–60; ders.: „Ich gönne mir das Wort Gott“. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur (Freiburg/Basel/Wien 2009).
11. Vgl. etwa: Bertram Kircher (Hg.): Die Bibel in den Worten der Dichter (Freiburg/Basel/Wien 2005); Alois Weimer (Hg.): Gebete der Dichter. Große Zeugnisse aus 12 Jahrhunderten (Düsseldorf 2006).
12. Vgl. Georg Langenhorst: „Warum Gott die Menschen niemals in Ruhe lässt“. Religiöse Spuren im Werk von Hans Magnus Enzensberger, in: Orientierung 69 (2005), S. 230–234; ders.: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden (München 2003), S. 157ff.
13. Hans Magnus Enzensberger: Kiosk. Gedichte (Frankfurt 1995), S. 124.
14. Jörg Lau: Hans Magnus Enzensberger. Ein öffentliches Leben 11999 (Frankfurt 2001), S. 363f. (vergriffen)